

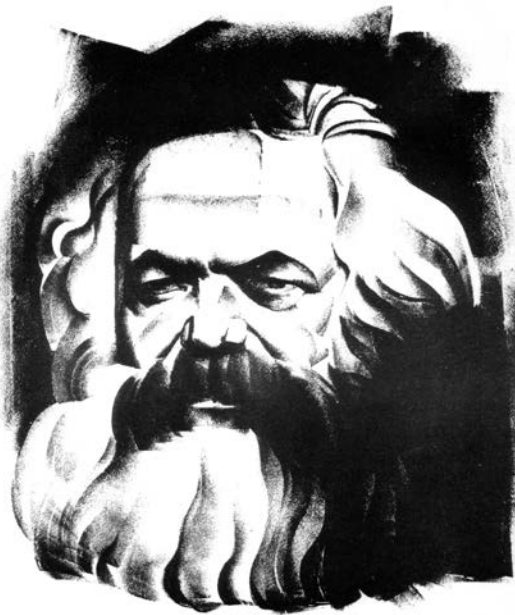
Götz Dieckmann **Bei Marx – unter seinem Banner!**
Georg Fülberth **200 Jahre Karl Marx**
Gerhart Eisler **Der Marxismus ist unsterblich**
Walter Florath **Das Darum-Buch**

Bei Marx – unter seinem Banner!

Am 5. Mai vor zweihundert Jahren wurde Karl Marx in Trier geboren. Seine Vorfahren, überwiegend Rabbiner, lebten weit verteilt in Europa, von den Niederlanden bis zum italienischen Padua, im französischen Metz, in Böhmen und in Krakau sowie schließlich vor allem in Trier, der einst von den Römern gegründeten ältesten Stadt Deutschlands. Deutschtümelei konnte bei solch familiärem Hintergrund kaum entstehen. Marx' Vater Heinrich war Rechtsanwalt. Trier war seit dem Wiener Kongreß preußisch, unter Napoleon zuvor jedoch französisch, und nun durfte der Jurist zunächst seinen Beruf aufgrund eines Erlasses des preußischen Innenministers nicht ausüben, ohne zum Christentum zu konvertieren. Der Vater tat das und ließ später auch Kinder und Ehefrau taufen. Sie wurden evangelisch, obwohl es im katholischen Trier ja nahegelegen hätte, sich jener Konfession anzuschließen. Wir können also davon ausgehen,

hat allerdings 1890 in einem Brief angemerkt, sein Kampfgefährte habe einst im Gespräch über eine Gruppierung französischer Sozialisten, die sich „Marxisten“ nannten – seine Theorie aber grob mißverstanden und entstellten – gesagt, wenn *das* Marxisten seien, sei er keiner (vgl. MEW, Bd. 37, S. 436). Auch heutzutage haben wir mit Sekten zu tun, die – jede für sich – darauf bestehen, allein den wahren Marxismus zu verkörpern. Höre ich so etwas aus trotzkistischen, maoistischen und ähnlich argumentierenden Zirkeln, neige auch ich gelegentlich dazu, anzumerken, keineswegs als ein Marxist solchen Zuschnitts gelten zu wollen.

Das Problem hat viele Facetten. Als 1924 – nach Lenins Ableben – Josef Stalin seine Vorlesungen „Über die Grundlagen des Leninismus“ an der Swerdlow-Universität hielt, hat Lenins Frau Nadeshda Krupskaja die Würdigung ihres Mannes und Kampfgefährten na-



Grafik:
Hugo Gellert (1934)

daß es nicht wirklich um eine Glaubensentscheidung ging, sondern um staatsbürgerliche Emanzipation, wie auch bei Heinrich Heine, mit dem Marx weitläufig verwandt war. War man jüdischer Herkunft, hatte man es so etwas leichter in Preußen, dessen König erst kurz zuvor Lutheraner und Calvinisten zur staatstragenden Kirche der „Union“ zwangsvereinigt hatte. Während der aus einem pietistischen Elternhaus stammende Friedrich Engels sechzehnjährig noch dichtete: „Herr Jesu Christe, / Gottes Sohn, / o steig herab von Deinem Thron, / und rette meine Seele!“ – ist vom jungen Marx nichts dergleichen überliefert. Hinterlassen hat er uns jedoch flammende Liebesgedichte an die Adresse seiner Angebeteten – Jenny von Westphalen. Das Herz dieser im altmärkischen Salzwedel zur Welt gekommenen und nun in Trier als Ballkönigin gefeierten und umworbenen Schönheit hat er erobert. Sie wurde seine Ehefrau und sein Glück. Ohne diese wunderbare, kluge Gefährtin hätte er sein gigantisches Lebenswerk, die Begründung des wissenschaftlichen Sozialismus, ebensowenig vollenden können wie ohne die beispiellose Freundschaft mit Engels.

Wir lesen heute, Marx habe erklärt, er sei „kein Marxist“. Einen schriftlichen Beleg aus Marx' Feder finden wir dafür nicht. Engels

türlich sehr begrüßt. Doch zugleich spürte sie dabei eine gewisse Distanz gegenüber dem Marx'schen Erbe. Deshalb schrieb sie einen umfangreichen Artikel zum Thema „Wie soll man den Leninismus studieren?“ Der Kernsatz lautet: „Man muß anhand dessen, wie sich Lenin zu den Grundfragen unserer Wirklichkeit verhielt, zeigen, daß er ein konsequenter Marxist war und daß darin seine Stärke lag.“ (N. K. Krupskaja: Das ist Lenin. Berlin 1966, S. 468)

Zehn Jahre später – die Verherrlichung Stalins war im Gange – öffnete Karl Radek mit einem heuchlerischen „Prawda“-Leitartikel, der zusätzlich hunderttausendfach als Broschüre im Land Verbreitung fand, sämtliche Schleusen. Wiederum griff die Krupskaja entschlossen zur Feder und verfaßte den Aufsatz: „Wie Lenin Marx studierte“. Lenin habe immer betont: „Man müsse sich über die Methode von Marx klarwerden, man müsse bei Marx lernen, die Besonderheiten der Arbeiterbewegung in bestimmten Ländern zu untersuchen. Eben das tat Lenin. Für Lenin war die Lehre von Marx kein Dogma, sondern eine Anleitung zum Handeln. Ihm entschlüpfte einmal folgender Ausdruck: ‚Wer sich bei Marx Rats erholen will ...‘ Dieser Ausdruck war sehr charakteristisch. Er selbst ‚beriet sich‘ ständig mit Marx. In den schwierigsten Augenblicken, an den Wendepunkten

der Revolution, machte er sich immer wieder daran, bei Marx nachzulesen.“ (Ebenda, S. 394) Trotz der mutigen Mahnung zierte bald darauf Stalins Konterfei als vierter Klassiker die Prawda.

Wenn wir frühere, Marx vergleichbare Vorgänger benennen wollen, so ist meines Erachtens auf geniale Denker der Aufklärung zu verweisen. Jean-Jacques Rousseau schrieb 1750 in seinem „Diskurs über den Ursprung und die Grundlagen der Ungleichheit unter den Menschen“: „Der Erste, der ein Stück Land eingezäunt hatte und auf den Gedanken kam, zu sagen ‚Dies ist mein‘, und der Leute fand, die einfältig genug waren, ihm zu glauben, war der wahre Begründer der zivilen Gesellschaft. Wie viele Verbrechen, Morde, wie viele Leiden und Schrecken hätte nicht derjenige dem Menschengeschlecht erspart, der die Pfähle herausgerissen oder den Graben zugeschüttet und seinen Mitmenschen zugerufen hätte: ‚Hütet euch davor, auf diesen Betrüger zu hören; ihr seid verloren, wenn ihr vergeßt, daß die Früchte allen gehören und daß die Erde niemandem gehört.‘“ (J.-J. Rousseau: Discours sur l'origine et les fondements de l'inégalité parmi les hommes. Paris 1977, S. 108) Konkurrenz und Rivalität auf der einen Seite, Gegensatz der Interessen auf der anderen und stets das versteckte Verlangen, seinen Profit auf Kosten anderer zu machen – so Rousseau weiter –, all diese Übel seien die erste Wirkung des Eigentums und das untrennbare Gefolge der entstehenden Ungleichheit. Doch das lasse sich nun leider nicht mehr rückgängig machen. Der einzig realistische Ausweg sei Begrenzung dieser Übel durch einen auf Vernunft gegründeten Gesellschaftsvertrag sowie eine entsprechend ausgerichtete Erziehung der Heranwachsenden. Zu einem anderen Schluß konnten Rousseau und seine Anhänger damals noch nicht gelangen, denn die Umwälzungen der industriellen Revolution standen erst bevor, und die Arbeiterschaft hatte sich noch nicht zur Klasse formiert. Hundert Jahre später sah das anders aus. Marx und Engels vermochten es nunmehr, die Ansätze utopischer Sozialisten kritisch verarbeitend, im „Manifest“ die Sache auf den Punkt zu bringen: „Die theoretischen Sätze der Kommunisten beruhen keineswegs auf Ideen, auf Prinzipien, die von diesem oder jenem Weltverbesserer erfunden oder entdeckt sind.

Sie sind nur allgemeine Ausdrücke tatsächlicher Verhältnisse eines existierenden Klassenkampfes, einer unter unsern Augen vor sich gehenden geschichtlichen Bewegung. Die Abschaffung bisheriger Eigentumsverhältnisse ist nichts den Kommunismus eigentümlich Bezeichnendes.

Alle Eigentumsverhältnisse waren einem beständigen geschichtlichen Wechsel, einer beständigen geschichtlichen Veränderung unterworfen. Die französische Revolution z. B. schaffte das Feudaleigentum zugunsten des bürgerlichen ab.

Was den Kommunismus auszeichnet, ist nicht die Abschaffung des Eigentums überhaupt, sondern die Abschaffung des bürgerlichen Eigentums. Aber das moderne bürgerliche Eigentum ist der letzte und vollendetste Ausdruck der Erzeugung und Aneignung der Produkte, die auf Klassengegensätzen, die auf der Ausbeutung der Mehrheit durch die Minderheit beruht.

In diesem Sinn können die Kommunisten ihre Theorie in dem einen Ausdruck: Aufhebung des Privateigentums, zusammenfassen.“ (MEW, Bd. 4, S. 475) Marxist sein, heißt also Dialektiker sein. Unsere Weltanschauung hat stets sämtliche Wandlungen der gesellschaftlichen Realität zur Kenntnis zu nehmen und die Theorie selbst entsprechend zu entwickeln. Es gilt, dem Dogmatismus zu widerstehen und vor allem klare Grenzen gegenüber all jenen zu ziehen, die Marx, Engels und Lenin lediglich noch einen Platz im Museum für Altertümer zubilligen. Diese Einheit von Prinzipialität und Weiterentwicklung

unserer Weltanschauung müssen wir sichern. Das Bekenntnis zum Marxismus in der Welt des 21. Jahrhunderts erfordert, sich so auf die Höhe von Marx und Lenin zu begeben, wie sich Lenin seinerzeit auf die Höhe von Marx erhob. Um das zu erreichen, sind jedoch noch beträchtliche Hürden zu nehmen.

Wir haben es mit gravierenden Veränderungen zu tun. Das betrifft sowohl die gewaltige Entwicklung der Produktivkräfte, Konsequenzen der Globalisierung und Digitalisierung sowie eine zuvor so nie gekannte Macht der Massenmedien. All das müssen wir analysieren, um tragfähige Schlußfolgerungen abzuleiten. Es gilt zu begreifen: Zu Marx' Lebzeiten bevölkerten lediglich anderthalb Milliarden Menschen die Erde und zu Zeiten Lenins etwa zwei Milliarden. Heute jedoch sind es siebeneinhalb Milliarden – bei steigender Tendenz. Es ist eng geworden auf unserem Planeten. Nur noch knapp 2000 Quadratmeter Ackerland pro Kopf stehen zur Verfügung. Vor zwei Jahrhunderten war das noch ein Hektar. Hinzu kommen dramatische Unterschiede im Pro-Kopf-Verbrauch. Errechnet wurde, daß heute mehr als drei Erdbälle erforderlich wären, um *allen* Menschen ein materielles Lebensniveau wie im USA-Durchschnitt zu ermöglichen. Gemessen am Lebensstandard der BRD brauchte es mindestens zweieinhalb Planeten. Scheinbar einfache Lösungsvorschläge sind im Umlauf. Radikale Ökologen meinen, man brauche doch den hohen Verbrauch nur um zwei Drittel oder die Hälfte zu reduzieren. Man solle alle Verbrennungsmotoren verbieten, nur noch erneuerbare Energien nutzen und sich vegan ernähren. Während die NPD die Abgründe unverblümt rassistisch rechtfertigt, verlautet seitens der AfD, sie lehne natürlich Rassismus ab. Es sei viel besser, von „ethnischem Profiling“ zu sprechen, das klinge gefälliger – und legitimiere die Unterschiede im Lebensstandard letztlich doch genauso.

Die Frage steht im Raum: Wie lautet unsere marxistische Lösung? Offenbar haben wir – zurückhaltend ausgedrückt – diesbezüglich Diskussionsbedarf. Wichtig ist zudem: Zu Marx' Lebzeiten gab es im Westen der USA, in Australien und andernorts noch riesige kaum besiedelte Gebiete, die massenhaft Auswanderer aus europäischen Ländern aufnehmen konnten. Sehr viele proletarische Emigranten wurden in den Ankunftsändern Farmer. So schieden sie jedoch aus den Reihen der Arbeiterklasse aus. Völkerwanderung konnte damals von der Bourgeoisie gezielt als Instrument zur Entschärfung des Klassenkampfes in den „Mutterländern“ genutzt werden.

Heutzutage hat sich die Situation verkehrt. Jetzt verlegen zwar viele vermögende Kapitalisten ihre Hauptwohnsitze aus den großen Industrieländern in sogenannte Steuerparadiese. Freies Land für ackerbauende, aus der Arbeiterklasse stammende Siedler gibt es dagegen faktisch nicht mehr. Im Gegenteil: Millionen Menschen in Ländern der „Dritten Welt“ verlieren durch neokolonialistische Expansion und infolge von Klimakatastrophen die Möglichkeit, sich und ihre Kinder durch Landwirtschaft am Leben zu halten. Man darf nicht übersehen: Futter für große Viehanlagen in Europa kommt heutzutage aus riesigen Betrieben in von Armut gezeichneten Regionen der Welt. Auch deshalb hat sich die Marschrichtung anschwellender Flüchtlingsströme radikal umgekehrt, und das verschärft die Situation. Die Zeit drängt. Wir müssen die Tatsachen allseitig erfassen, denn es geht um ökonomisch, politisch und weltanschaulich Entscheidendes. Es geht um die Meisterung brennender Probleme nicht nur der kapitalistischen, sondern auch jeder künftigen sozialistischen Gesellschaft. Die Lage ist ernst, und wir haben zu entschlüsseln, zu welchen Folgerungen unsere Klassiker heute kämen. Sie würden uns ganz gewiß nicht damit abspeisen, sie hätten doch vor 150 bzw. 100 Jahren all diese Fragen bereits endgültig

beantwortet, und wir bräuchten uns nur diesbezüglicher Zitate aus ihren Schriften zu bedienen.

Nach wie vor gilt: Es gibt keinen Marxismus ohne historische Mission der Arbeiterklasse. Gerade in dieser Hinsicht sind Vereinfachungen oder Zugeständnisse in Richtung der Behauptung, diese Klasse löse sich doch auf bzw. sie werde marginalisiert, eine sehr große Gefahr. Marx und Engels haben klargestellt: „Wenn die sozialistischen Schriftsteller dem Proletariat diese weltgeschichtliche Rolle zuschreiben, so geschieht das keineswegs, ... weil sie die Proletarier für *Götter* halten. Vielmehr umgekehrt. ... (Das Proletariat) kann seine eigenen Lebensbedingungen nicht aufheben, ohne *alle* unmenschlichen Lebensbedingungen, die sich in seiner Situation zusammenfassen, aufzuheben. Es macht nicht vergebens die harte, aber stählende Schule *der Arbeit* durch. Es handelt sich nicht darum, was dieser oder jener Proletarier oder selbst das ganze Proletariat als Ziel sich einstweilen *vorstellt*. Es handelt sich darum, *was es ist* und was es diesem *Sein* gemäß geschichtlich zu tun gezwungen sein wird.“ (MEW, Bd. 2, S. 38) Sie wußten, daß die Entwicklung des Klassenbewußtseins und der Organisiertheit keineswegs einer stetig aufsteigenden Linie folgt. Wie wären denn sonst solche Sätze des Kommunistischen Manifests zu verstehen: „Von Zeit zu Zeit siegen die Arbeiter, aber nur vorübergehend.“ Oder – im gleichen Zusammenhang: „Diese Organisation der Proletarier zur Klasse, und damit zur politischen Partei, wird jeden Augenblick wieder gesprengt durch die Konkurrenz unter den Arbeitern selbst.“ (MEW, Bd. 4, S. 471) Es ist zu hinterfragen, ob die Begriffe *Proletariat* und *Arbeiterklasse* in ihrer Bedeutung völlig deckungsgleich sind. Offenbar nicht: Denn Proletarier definieren sich vor allem durch ihre Eigentumslosigkeit an Produktionsmitteln. Sie sind gezwungen, ihre Arbeitskraft zu verkaufen. Das gilt natürlich auch für die Arbeiter im Kapitalismus, aber nun kommen geschichtlich sich wandelnde Definitionskriterien hinzu. Arbeiterklasse und soziale Schichtungen der Gesellschaft sind in der Tat nicht mehr genau dieselben wie vor Jahrzehnten. Unser überkommenes Bild der Arbeiterklasse sieht – vereinfacht gesagt – so aus: Ein Arbeiter ist ein Werkstätiger, der im arbeitsteiligen Prozeß, etwa am Fließband, Seit an Seit mit zahlreichen Kollegen, wertschöpfend tätig ist. Der ständige unmittelbare Kontakt und die tägliche praktische Erfahrung, nur gemeinsam – im Kollektiv – handlungsfähig zu sein, bilden angesichts der Konzentration eines beträchtlichen Teils der Arbeiterklasse in Großbetrieben die entscheidende objektive Basis für ihre Organisiertheit und Bewußtheit. So verhielt es sich in früheren Jahrzehnten ja tatsächlich. Nunmehr müssen wir jedoch zur Kenntnis nehmen: Dieses tägliche spontane unmittelbare Erleben wird durch neue Technologien und Dezentralisierungen der Arbeitswelt einschneidend verändert. Im Ruhrgebiet arbeiten heute keineswegs mehr fast alle in solch direkter Tuchfühlung in Riesenbetrieben der Kohle-, Eisen- und Stahlindustrie, sondern in personell viel kleineren Einheiten. Viele sitzen gar allein vor Bildschirmen daheim. Obwohl Arbeitsteilung de facto zumeist sogar stärker ausgeprägt ist, wird sie weit weniger direkt und unmittelbar gespürt und verinnerlicht. Gerade deshalb müssen wir von den Propheten des Verschwindens der Arbeiterklasse beharrlich einfordern, uns mitzuteilen, wohin die Proletarier denn verschwinden sollen, in welcher anderen Klassen und Schichten die Arbeiterklasse sich angesichts ihrer Eigentumslosigkeit – die Produktionsmittel betreffend – vermeintlich auflöse.

AfD und Pegida rücken auch jene Aussage des Manifests in unser Blickfeld: „Das Lumpenproletariat, diese passive Verfaulung der untersten Schichten der alten Gesellschaft, wird durch eine prole-

tarische Revolution stellenweise in die Bewegung hineingeschleudert, seiner ganzen Lebenslage nach wird es bereitwilliger sein, sich zu reaktionären Umtrieben erkaufen zu lassen.“ (MEW, Bd. 4, S. 472) Ebenso bedeutsam für die Entschlüsselung der Hintergründe heutiger politischer Entwicklungen sind die Erkenntnisse Lenins über die Arbeiteraristokratie, jene Schicht, die als soziale Basis des Opportunismus fungiert.

Wir sind also gehalten, bleibende und zugleich sich verändernde Charakteristiken der Klassen und Schichten im zeitgenössischen Monopol- und Finanzkapitalismus genauestens zu studieren.

Ein Beispiel: Noch zu Beginn des vergangenen Jahrhunderts öffnete die „Mittlere Reife“, also der Abschluß einer Zehnklassenschule, die Tür zum sozialen Aufstieg. Denn mit einem solchen Zeugnis in der Tasche konnten junge Männer ihren Wehrdienst als „Einjährig-Freiwillige“ ableisten. Sie konnten Reserveleutnant werden und dann – im Glücksfall – eine Kapitalistochter samt stattlicher Mitgift heiraten. Sie hatten gute Chancen, sich in der sozialen Schicht der Intelligenz zu etablieren. Heutzutage sind jedoch selbst sehr gebildete Absolventen von Hochschulen und Universitäten häufig gezwungen, sich über Jahre von einem „Praktikum“ zum nächsten zu hangeln. Wir treffen sie als Verkäufer auf Gemüsemärkten, als Kellner und in anderen „Jobs“.

Und wie verhält es sich mit der Gerechtigkeit? Von der Linkspartei bis zur AfD verkünden doch alle in den Wahlkämpfen, das sei *ihre* Losung. Monopolkapitalismus und Gerechtigkeit verhalten sich zueinander wie Feuer und Wasser. Die Behauptung, eine Handvoll zu „Leistungsträgern“ verklärter Multimilliardäre, die mehr besitzt als die gesamte ärmere Hälfte der Menschheit, leiste – pro Kopf dieser angeblichen „Elite“ – täglich ebensoviel wie Dutzende Millionen Menschen, ist doch pervers. Auch wer rechtfertigt, daß in Deutschland ein Prozent der Bevölkerung mehr sein eigen nennt, als der gesamte Rest, liegt auf gleicher Linie.

Schon der Begriff „Gerechtigkeit“ bedeutet in sich wandelnden geschichtlichen Konstellationen nicht stets dasselbe. Milde Gaben sind oft eine gute Sache, schaffen aber ebensowenig „Gerechtigkeit“ wie „Brot und Spiele“ – vor allem dann nicht, wenn sie darauf zielen, systemtreue Opportunisten zu züchten. Doch auch im Sozialismus gibt es diesbezüglich Fragen, die immer wieder zu beantworten sind. Gemessen an kapitalistischen Zuständen geht es in der niederen Phase der kommunistischen Formation ohne Frage viel gerechter zu. In der „Kritik des Gothaer Programms“ hat Marx aber klargestellt, Gleichheit im Sozialismus bedeute, am gleichen Maßstab, der Arbeit, zu messen. Die Menschen seien aber physisch und geistig unterschiedlich. Die Arbeit, um als Maß zu dienen, müsse der Ausdehnung und der Intensität entsprechend bestimmt werden. Andernfalls höre sie auf, Maßstab zu sein. „*Es ist daher ein Recht der Ungleichheit, seinem Inhalt nach, wie alles Recht.* Das Recht kann seiner Natur nach nur in Anwendung von gleichem Maßstab bestehen; aber die ungleichen Individuen ... sind nur an gleichem Maßstab meßbar, soweit man sie unter einen gleichen Gesichtspunkt bringt, sie nur von einer *bestimmten* Seite faßt, z. B. im gegebenen Fall sie *nur als Arbeiter* betrachtet und weiter nichts in ihnen sieht, von allem andern absieht.“ Ferner: ein Arbeiter sei verheiratet, der andre nicht. Einer habe mehr Kinder als der andre usw. Bei gleicher Arbeitsleistung und daher gleichem Anteil am gesellschaftlichen Konsumtionsfonds erhalte also der eine faktisch mehr als der andre, sei der eine reicher als der andere. „Um alle diese Mißstände zu vermeiden“ – so Marx –, „müßte das Recht, statt gleich, vielmehr ungleich sein.“ (MEW, Bd. 19, S. 20 f.) Im Sozialismus kann demzufolge

individuelle Anstrengung – allein gemessen an der Menge täglich vergossenen Schweißes – keineswegs oberstes Maß der Leistung sein. Reale Arbeitsergebnisse regeln die Verteilung. Vollkommene Gerechtigkeit bleibt ein Zukunftsziel.

Wir sollten uns auch klarmachen, daß Marxismus und Vulgärmaterialismus nicht zusammengehören. Karl Marx hat 1843, im Prozeß der Grundsteinlegung unserer Theorie, geschrieben: „Der Mensch



Grafik: Peter Porsch

macht die Religion, die Religion macht nicht den Menschen. ... Aber der Mensch, das ist kein abstraktes, außer der Welt hockendes Wesen. Der Mensch, das ist die Welt des Menschen, Staat, Sozietät. ... Das religiöse Elend ist in einem der Ausdruck des wirklichen Elendes und in einem Protestation gegen das wirkliche Elend. ... Sie ist das Opium des Volks.“ (MEW, Bd. 1, S. 378) Man darf bei der Interpretation dieser berühmten Aussage nicht vergessen: Opium war zu diesem Zeitpunkt – neben Schnaps und Schierlingskraut – das einzige Mittel, um unerträgliche Schmerzen, etwa bei Amputationen, zu lindern. Erst einige Jahre später wurde die Anästhesie erfunden. Es ist also bedeutsam, daß es bei Marx *Opium des Volks* heißt, und nicht etwa *Opium für* das Volk, wie heutzutage häufig behauptet wird, um ihm zu unterstellen, er habe kirchliche Amtsträger als Drogendealer verleumdet. Und wir sollten aufhorchen, weil er die Religion als Ausdruck des Elends sowie als Protest gegen das wirkliche Elend charakterisierte. Denn wer sich zum Ziel setzt, das Elend auf der Welt zu beseitigen, der muß jeglichen Ausdruck solchen Protests genauestens ins Auge fassen. Lenin schrieb 1905: „Die Ohnmacht der ausgebeuteten Klassen im Kampf gegen die Ausbeuter erzeugt unvermeidlich den Glauben an ein besseres Leben im Jenseits ... Wir fordern, daß die Religion dem Staat gegenüber Privatsache sei, können sie aber keinesfalls unserer eigenen Partei gegenüber als Privatsache betrachten. Den Staat soll die Religion nichts angehen, die Religionsgemeinschaften dürfen mit der Staatsmacht nicht verbunden sein. Jedem muß es vollkommen freistehen, sich zu jeder beliebigen Religion zu bekennen oder gar keine Religion anzuerkennen, d. h. Atheist zu sein, was ja auch jeder Sozialist in der Regel ist. ... Wir fordern die völlige Trennung der Kirche vom Staat ... Wenn dem so ist, warum

erklären wir in unserem Programm nicht, daß wir Atheisten sind? Warum verwehren wir es Christen und Gottesgläubigen nicht, in unsere Partei einzutreten? ...

Die Einheit (des) wirklich revolutionären Kampfes der unterdrückten Klasse für ein Paradies auf Erden ist uns wichtiger als die Einheit der Meinungen der Proletarier über das Paradies im Himmel. ... Das ist der Grund, warum wir den Proletariern, die noch diese oder jene Überreste der alten Vorurteile bewahrt haben, die Annäherung an unsere Partei nicht verwehren und nicht verwehren dürfen.“ (LW, Bd. 10, S. 70–74)

Nun könnte man meinen, Lenin habe seine Haltung nach der Oktoberrevolution revidiert. Das war aber nicht der Fall. Im November 1918, mitten im blutigen Bürgerkrieg, unterstrich er in seiner Rede auf dem I. Gesamtrussischen Arbeiterinnenkongreß: „Im Kampf gegen religiöse Vorurteile muß man außerordentlich vorsichtig vorgehen; großen Schaden richtet dabei an, wer in diesem Kampf das religiöse Gefühl verletzt. Der Kampf muß auf dem Wege der Propaganda, der Aufklärung geführt werden. Wenn wir den Kampf mit scharfen Methoden führen, können wir die Massen gegen uns aufbringen; ein solcher Kampf vertieft die Scheidung der Massen nach dem Religionsprinzip, während unsere Stärke doch in der Einigkeit liegt. Die tiefsten Quellen religiöser Vorurteile sind Armut und Unwissenheit; eben diese Übel müssen wir bekämpfen.“ (LW, Bd. 28, S. 176) Es ist eine Verleumdung, Lenin zum Urheber der Umwandlung russisch-orthodoxer Kirchen in Viehställe zu machen, wie das ja später in der Tat geschehen ist. Halten wir fest: Der Mensch als gesellschaftliches Wesen ist im Unterschied zum Tier fähig, abstrakt zu denken und sich gedanklich gewissermaßen neben sich selbst zu stellen und seine eigene Haltung und seine Taten ethisch zu bewerten. Doch moralisch zwischen Gut und Böse unterscheiden sowohl Gläubige wie Atheisten. Deshalb gilt es klar zu trennen: Marxistisches und religiöses Weltverständnis unterscheiden sich fundamental. Das kann nicht bezweifelt werden. Religiösem Fanatismus und sich religiös tarnendem Antikommunismus müssen wir stets entschieden entgegentreten.

Aber es gibt ja auch andere Haltungen religiös gebundener Mitbürger. Bei der Bestimmung des Verhältnisses von Individuum und Gesellschaft erkennen wir viele Gemeinsamkeiten. Wie wäre sonst Martin Luthers Aussage aus dem Jahre 1520 zu verstehen:

„Ein Christenmensch ist ein freier Herr über alle Dinge und niemand untertan. Ein Christenmensch ist ein dienstbarer Knecht aller Dinge und jedermann untertan.“ (Martin Luther: Von der Freiheit eines Christenmenschen)

Seit Jahren erleben wir, wie in Ost und West immer mehr Menschen aus den Kirchen austreten. Manchmal ist das ein Schritt in unsere Richtung. Doch sehr häufig haben wir es mit üblem Vulgärmaterialismus zu tun. Da geht es um Rechtfertigung der Ausbeutung, um kapitalistischen Zynismus. Das sind Symptome eines um sich greifenden moralischen Niedergangs. Wir sollten erkennen: Ein der Bergpredigt verpflichteter Mensch, der verinnerlicht, er könne nicht zwei Herren dienen, Gott und dem Mammon, steht uns moralisch und politisch näher als so manch zeitgenössischer Atheist. Revolutionärer Kampf und Kampf um den Frieden bildeten im Marxismus schon immer eine Einheit. Das muß ich gewiß nicht detailliert nachweisen. Doch auch in dieser wechselseitigen Verflechtung haben wir es mit einer gravierenden Veränderung zu tun. Denn erst seit knapp sechs Jahrzehnten droht die reale Gefahr, daß die gesamte Menschheit in einem Nuklearkrieg auf einen Schlag ausgerottet wird. Das heißt: Im Wechselverhältnis von Revolution und

Friedenskampf war und ist eine bedeutend höhere Gewichtung des Friedensfaktors unumgänglich.

In einer Welt, die nicht nur entlang der Klassenfronten, sondern auch durch klaffende Abgründe zwischen reichen und armen Regionen gespalten ist, muß klar sein: Es gibt keinen Marxismus ohne Internationalismus. „Proletarier aller Länder, vereinigt euch!“ – das ist und bleibt unsere zentrale Losung. Nationales und Internationales sind allerdings nur in ihrer wechselseitigen Bedingtheit richtig zu verstehen. Fällt beides in Extremsituationen auseinander, so muß jeder Marxist natürlich vom Vorrang des Internationalismus ausgehen. Es ist aber falsch, unter Berufung auf den Klassenstandpunkt die Rolle des Nationalen und den Patriotismus zu negieren. Das entnehmen wir Lenins berühmter Schrift „Über den Nationalstolz der Großrussen“ vom Jahre 1914 und vielen weiteren Texten, die er im Verlauf des Ersten Weltkriegs verfaßte. Angesichts rasanter Internationalisierung, die heutzutage Globalisierung genannt wird, ist das keineswegs anders.

Natürlich: Wenn nationalistische Übersteigerung oder gar daraus erwachsender Faschismus uns gegenüberstehen, muß kompromißlos dagegen gekämpft werden. Dann gilt es, Seit an Seit mit *allen* Verteidigern der bürgerlichen Demokratie *gemeinsam* zu handeln. Auch das bedarf sicherlich nicht ausführlicherer Begründung. Wenn aber Nationales und Patriotismus kleingeredet oder gar negiert werden, läuft auch das darauf hinaus, tiefe Gräben zwischen reichen Metropolen und dem größeren armen Rest der Welt aus dem Bewußtsein zu tilgen. Das hilft nur den Ausbeutern. Wir dürfen die politischen Kämpfe unserer Epoche deshalb nicht auf eine einzige Losung reduzieren. Um weltweit *gemeinsam* zu handeln, gilt es oft, zunächst getrennt zu marschieren, um schließlich gemeinsam die Feinde zu schlagen. Viele von uns – mich eingeschlossen – haben vor 1989 mit Vorliebe Sätze von Marx zitiert, die er in Zeiten sichtbaren *Aufstiegs* der revolutionären Arbeiterbewegung formulierte. Diese latente Einäugigkeit war ein Fehler. Ich halte es in dem konterrevolutionären Klima, in dem wir uns jetzt zu bewähren haben, für dringend geboten, mit größter Aufmerksamkeit zu studieren, wie Marx sich in Zeiten verheerender *Niederlagen* verhielt.

Besonders hervorheben möchte ich zwei seiner Schriften. Zum einen ist das seine Rede auf der Jahresfeier des „People's Paper“ vom 14. April 1856 in London und zum anderen knapp drei Jahre später das Vorwort „Zur Kritik der Politischen Ökonomie“. Beide entstanden in Zeiten finsterner Reaktion. Alle Revolutionen der Jahre 1848/1849 in Europa sind gewaltsam niedergeworfen, sämtliche klassenbewußten Arbeiterorganisationen – auch der Bund der Kommunisten – aufgelöst. Lediglich das Chartistenblatt „People's Paper“ ist noch für kurze Zeit ein Lichtblick. Hinzu kam: Marx muß auch im Privaten die schwersten Jahre seines Lebens durchstehen. Seine Familie lebt buchstäblich am Rande des Elends. Mehrere seiner Kinder sterben in jenen düsteren Jahren.

Es gab also wahrlich Gründe, zu sagen: Ich, Karl Marx, und mit mir Friedrich Engels haben sich mit dem „Manifest“ vertan. Es war nur so eine Idee! Sie hat sich als nicht tragfähig erwiesen, und deshalb sollten wir uns zu einer – der jetzigen Windrichtung entsprechenden – anderen Anschauung der Welt bekehren. Solch würdelose Kehrtwendungen haben wir in jüngerer Zeit tausendfach erlebt. Doch Marx und Engels standen in bewundernswerter Weise zu ihrer Überzeugung. Sie setzten alles daran, deren Fundamente noch fester zu gestalten. Marx' Formulierungen aus jenem Jahrzehnt klingen so, als schilderten sie, was wir heute durchmachen: „In unsern Tagen scheint jedes Ding mit seinem Gegenteil schwanger zu gehen. Wir

sehen, daß die Maschinerie, die mit der wundervollen Kraft begabt ist, die menschliche Arbeit zu verringern und fruchtbarer zu machen, sie verkümmern läßt und bis zur Erschöpfung auszehrt. Die neuen Quellen des Reichtums verwandeln sich durch einen seltsamen Zauberbann zu Quellen der Not. Die Siege der Wissenschaft scheinen erkaufte durch Verlust an Charakter. In dem Maße, wie die Menschheit die Natur bezwingt, scheint der Mensch durch andre Menschen oder durch seine eigne Niedertracht unterjocht zu werden. Selbst das reine Licht der Wissenschaft scheint nur auf dem dunklen Hintergrund der Unwissenheit leuchten zu können. All unser Erfinden und unser ganzer Fortschritt scheinen darauf hinauszulaufen, daß sie materielle Kräfte mit geistigem Leben ausstatten und das menschliche Leben zu einer materiellen Kraft verdummen. Dieser Antagonismus zwischen moderner Industrie und Wissenschaft auf der einen Seite und modernem Elend und Verfall auf der andern Seite, dieser Antagonismus zwischen den Produktivkräften und den gesellschaftlichen Beziehungen unserer Epoche ist eine handgreifliche, überwältigende und unbestreitbare Tatsache. Einige Parteien mögen darüber wehklagen; andere mögen wünschen, die modernen technischen Errungenschaften loszuwerden, um die modernen Konflikte loszuwerden. Oder sie mögen sich einbilden, daß ein so bemerkenswerter Fortschritt in der Industrie eines ebenso bemerkenswerten Rückschritts in der Politik zu seiner Vervollständigung bedarf. ... In den Anzeichen, die die Bourgeoisie ... und den Adel in Verwirrung bringen, erkennen wir unsern wackern Freund Robin Goodfellow, den alten Maulwurf, der so hurtig wühlen kann, den trefflichen Minierer – die Revolution.“ (MEW, Bd. 12, S. 3 f.)

In diese Zeit fiel 1857 und 1858 die erste Weltwirtschaftskrise. Marx und Engels waren zunächst sehr optimistisch hinsichtlich möglicher revolutionärer Konsequenzen. Doch diese Hoffnungen wurden schnell und radikal enttäuscht. Der Kapitalismus präsentierte sich wieder kraftstrotzend. Die damalige Lage und die vorherrschenden Stimmungen lassen vielerlei Parallelen zur jüngsten Finanzkrise erkennen. Vor diesem Hintergrund komprimierte Marx 1859 in jenem Vorwort seine Theorie – wie in einer Nußschale: „Es ist nicht das Bewußtsein der Menschen, das ihr Sein, sondern umgekehrt ihr gesellschaftliches Sein, das ihr Bewußtsein bestimmt. Auf einer gewissen Stufe ihrer Entwicklung geraten die materiellen Produktivkräfte der Gesellschaft in Widerspruch mit den vorhandenen Produktionsverhältnissen oder, was nur ein juristischer Ausdruck dafür ist, mit den Eigentumsverhältnissen, innerhalb deren sie sich bisher bewegt hatten. Aus Entwicklungsformen der Produktivkräfte schlagen diese Verhältnisse in Fesseln derselben um. Es tritt dann eine Epoche sozialer Revolution ein. Mit der Veränderung der ökonomischen Grundlage wälzt sich der ganze ungeheure Überbau langsamer oder rascher um. In der Betrachtung solcher Umwälzungen muß man stets unterscheiden zwischen der materiellen, naturwissenschaftlich treu zu konstatierenden Umwälzung in den ökonomischen Produktionsbedingungen und den juristischen, politischen, religiösen, künstlerischen oder philosophischen, kurz, ideologischen Formen, worin sich die Menschen dieses Konflikts bewußt werden und ihn ausfechten. Sowenig man das, was ein Individuum ist, nach dem beurteilt, was es sich selbst dünkt, ebensowenig kann man eine solche Umwälzungsepoche aus ihrem Bewußtsein beurteilen, sondern muß vielmehr dies Bewußtsein aus den Widersprüchen des materiellen Lebens, aus dem vorhandenen Konflikt zwischen gesellschaftlichen Produktivkräften und Produktionsverhältnissen erklären. Eine Gesellschaftsformation geht nie unter, bevor alle Produktivkräfte entwickelt sind, für die sie weit genug ist, und neue

höhere Produktionsverhältnisse treten nie an die Stelle, bevor die materiellen Existenzbedingungen derselben im Schoß der alten Gesellschaft selbst ausgebrütet worden sind. Daher stellt sich die Menschheit immer nur Aufgaben, die sie lösen kann, denn genauer betrachtet wird sich stets finden, daß die Aufgabe selbst nur entspringt, wo die materiellen Bedingungen ihrer Lösung schon vorhanden oder wenigstens im Prozeß ihres Werdens begriffen sind.“ (MEW, Bd. 13, S. 9) Noch kürzlich nannten die Propagandisten des Monopolkapitals – angesichts der Niederlage des Sozialismus in Europa – Karl Marx unisono einen toten Hund. Norbert Blüms Jubelruf: „Marx ist tot – Jesus lebt!“ – war *der* Renner. Jetzt erleben wir, wie immer häufiger vor drohender Unterwerfung aller Menschen unter denkende, sich verselbständigende und machtgierige Roboter gewarnt wird. Bemerkenswert ist zudem: Anlässlich des 150. Jahrestags des Erscheinens des ersten Bandes des „Kapitals“ nannte der langjährige Präsident des „ifo-Instituts für Wirtschaftsforschung“, Hans-Werner Sinn, dessen bärtiges Antlitz sich uns – ob wir wollten oder nicht – durch häufige Fernsehauftritte einprägte, im Deutschlandfunk Karl Marx „einen der bedeutendsten Makro-

ökonomien der Geschichte“. Andere bescheinigen Marx gar, er habe wie kein anderer die letzten beiden Jahrhunderte geprägt. Da stellt sich die Frage: Könnte es sein, Leibgardisten des Kapitals treibe die Furcht um, ihre Gesellschaftsordnung erweise sich jetzt in der Tat – wie Marx es vorhersah – als nicht weit genug?

Am Grab seines Freundes hat Friedrich Engels betont, der Verstorbene sei nicht nur unersetzbar als genialer Wissenschaftler, Analytiker und Interpret der Menschheitsentwicklung: „Denn Marx war vor allem Revolutionär. Mitzuwirken, in dieser oder jener Weise, am Sturz der kapitalistischen Gesellschaft und der durch sie geschaffenen Staatseinrichtungen, mitzuwirken an der Befreiung des modernen Proletariats, dem er zuerst das Bewußtsein seiner eigenen Lage und seiner Bedürfnisse, das Bewußtsein der Bedingungen seiner Emanzipation gegeben hatte – das war sein wirklicher Lebensberuf. Der Kampf war sein Element.“ (MEW, Bd. 19, S. 336) Sind wir uns dessen bewußt, dann spüren wir die Macht unserer Theorie und verstehen das Vermächtnis: „Die soziale Revolution ... kann ihre Poesie nicht aus der Vergangenheit schöpfen, sondern nur aus der Zukunft.“ (MEW, Bd. 8, S. 117)

Prof. Dr. Götz Dieckmann

200 Jahre Karl Marx

Wandlungen im Denken des Philosophen und Kritikers

Ende Januar sprach Georg Fülberth im Anschluß an die Jahresmitgliederversammlung der Marx-Engels-Stiftung in Wuppertal zum Thema „200 Jahre Karl Marx“. Wir dokumentieren von dieser Rede den zweiten Teil.

Marx und Engels haben einen großen Fundus von Einschätzungen hinterlassen, die auf ihren eigenen Erfahrungen beruhten. Die nächste Generation von Marxistinnen und Marxisten konnte sich der von ihnen entwickelten Methode bedienen, aber ihre eigene Politik konnte sie nur gemäß der sich weiter wandelnden kapitalistischen Wirklichkeit betreiben. Es bildete sich dabei eine Orthodoxie heraus, bei der von Marx und Engels überkommene Denkfiguren dazu benutzt wurden, eigene neue Sichtweisen zu legitimieren.

Rosa Luxemburg befand, daß die von Marx hypothetisch vorgenommenen harmonischen Austauschverhältnisse zwischen Produktionsmittel- und Konsumgüterindustrie entgleisen müßten, sobald man einige Variablen wirklichkeitsnäher änderte, und gelangte schließlich zu dem Ergebnis, daß Kapitalismus Überakkumulation bedeute. Dies traf sich mit ihrer Beobachtung des zeitgenössischen Imperialismus mit seinem Waren- sowie Kapitalexport und der daraus resultierenden Tendenz zum Krieg. Erst infolge dieser Wahrnehmung, kombiniert mit Beibehaltung und Modifikation der Marxschen Reproduktionsschemata, schrieb sie ihr Buch „Die Akkumulation des Kapitals“ von 1913. Um es mit einer Formulierung des ganz jungen Marx zu sagen: Die Wirklichkeit drängte zum Gedanken.

Anders ging der Kinderarzt Rudolf Hilferding mit dem Verhältnis von Empirie und Theorie um. In seinem Buch „Das Finanzkapital“

von 1910 schilderte er die jüngere ökonomische Entwicklung, wie sie immerhin schon Engels in Ansätzen hatte kommen sehen: Monopolisierung von Industrie und Bankkapital, deren wechselseitige Durchdringung zum Finanzkapital. Das waren Tatsachen. Sie stimmten mit dem überein, was Hilferding in Marx' Ausführungen über die Zentralisation des Kapitals, über die Aktiengesellschaften und – im dritten Band des „Kapitals“ – über das Geldhandlungskapital und das fiktive Kapital gefunden hatte. Diese Vitalisierung von Marxschen Überlegungen wäre ohne die korrekt aufgefaßte Evidenz zeitgenössischer Erscheinungen wohl nicht erfolgt – und umgekehrt wäre ihm deren Interpretation ohne Marx gewiß auch nicht gelungen.

Zeitalter der Katastrophen

Diese neue Wirklichkeit, die Hilferding und Luxemburg beschrieben, war das, was mehrere Jahrzehnte später Eric Hobsbawm als das Zeitalter der Katastrophen (1914–1945) bezeichnete: zwei Weltkriege, einer von ihnen ein Vernichtungskrieg mit dem Versuch der Ausrottung der jüdischen Bevölkerung Europas, eine Weltwirtschaftskrise, Faschismus. Es war aber nicht nur ein Zeitalter der Katastrophen, sondern auch des Versuchs der Abwehr dieser Katastrophen: die russische Oktoberrevolution, die Entstehung des Staatssozialismus. Hier haben wir eine ganz andere gesellschaftliche Realität als in der Zeit von Marx und Engels. Für die Marxisten dieses neuen Zeitalters blieben materialistische Geschichts- und Gegenwartsauffassung

zwar leitend, in ihrer politischen Praxis trat aber nun die Kritik der politischen Ökonomie hinter die Theorie der Politik zurück.

Es gab eine Ausnahme: Daß Henryk Grossmanns Buch „Das Akkumulations- und Zusammenbruchsgesetz des kapitalistischen Systems“ ausgerechnet 1929, im Jahr des Beginns der Weltwirtschaftskrise, erschien, mag ein Zufall gewesen sein. Es war schon vorher erarbeitet worden, und zwar wieder einmal in Auseinandersetzung mit den Reproduktionsschemata des zweiten Bandes des „Kapitals“. Aber es paßte in die Zeit und hatte den Untertitel: „Zugleich eine Krisentheorie“. Eine operative politische Bedeutung hatte es nicht. Es war die Zeit der politischen, nicht in erster Linie der ökonomischen Analyse und Praxis.

Der italienische Kommunist Antonio Gramsci bezeichnete die Oktoberrevolution sogar als „eine Revolution gegen das ‚Kapital‘“ – gemeint war das Marxsche Buch. Die Revolution war nicht in einem hochentwickelten kapitalistischen Land ausgebrochen, in Rußland bildete nicht das Proletariat, sondern die Bauernschaft die Mehrheit der Bevölkerung. Und Mitte der 20er Jahre begann der lange Prozeß der chinesischen Revolution, zwar geführt von einer Kommunistischen Partei, aber mit der Massenbasis unter den Bauern. Alle erfolgreichen großen Revolutionen – von der englischen 1640–1688 über die französische 1789 ff. bis zur russischen und chinesischen – hatten Analphabeten als Massenbasis, was den unmittelbaren Einfluß gedruckten aufwieglerischen Gedankenguts wohl relativieren dürfte.

Mao hat Marx und Engels weniger zitiert als die chinesischen philosophischen Klassiker. Lenin bezog sich in seiner Schrift „Der Imperialismus als höchstes Stadium des Kapitalismus“ (1917) nur indirekt, über Hilferding, auf Marx, empirisch aber auf einen Sozialliberalen, John A. Hobson. Dagegen revitalisierte er gleich anschließend die Auffassungen von Marx und Engels zur Theorie des Staates und der Notwendigkeit seiner Zerschlagung: in seiner 1917 verfaßten, 1918 veröffentlichten Schrift „Staat und Revolution“. Auf den ersten Blick liest sie sich wie die philologische Arbeit eines Schriftgelehrten: Lenin hatte alle Äußerungen von Marx und Engels über den Staat gesammelt. Daß er diese Rekonstruktion ihrer älteren Auffassungen vornahm, hatte aber einen aktuellen Anlaß: Sie waren gleichsam der Anhang zu seinen Aprilthesen von 1917, in denen er die Beendigung der Doppelherrschaft von Provisorischer Regierung und Räten zugunsten der letzteren forderte.

Lenins Aktualisierung der Staatstheorie von Marx und Engels lenkte die Aufmerksamkeit auf die Notwendigkeit, das umzuwälzen, was diese beiden den „Überbau“ genannt hatten. Dazu gehörte nicht nur der Staat, sondern auch die Gesamtheit der Bewußtseinsformen, einschließlich der Philosophie. „Marxismus und Philosophie“: Dies war der Titel einer Schrift von Karl Korsch aus dem Jahr 1923, in der er mit der eher behäbig beschreibenden Form des historischen Materialismus nach dem Tod von Marx und Engels brach und dessen Dynamisierung nach dem Vorbild und in Fortbildung der revolutionären Schriften dieser beiden Theoretiker aus den 40er und frühen 50er Jahren des 19. Jahrhunderts zurückkehren wollte. Gramsci entwickelte eine Theorie nicht der Ökonomie, sondern der Politik, Georg Lukács eine Theorie des Klassenbewußtseins. Ernst Blochs Schrift über Thomas Müntzer nahm das Thema von Friedrich Engels' Schrift über den deutschen Bauernkrieg von 1850 wieder auf. Mit Bloch, Korsch und Lukács äußerten sich bisher bürgerliche Intellektuelle, die durch den Ersten Weltkrieg erschüttert, durch die Oktoberrevolution zu Revolutionsenthusiasten geworden waren und sich dadurch auf Schriften von Marx und Engels verwiesen sahen,

die in einer früheren revolutionären Situation entstanden waren. Die Empirie ihrer Zeit machte sie zu Marxisten.

Beim Aufbau des Sozialismus in Sowjetrußland gab es dagegen kaum die Möglichkeit eines solchen Rückgriffs auf bereits vorliegende Theoriestücke. Ökonomisches von Marx und Engels, woran man hätte anknüpfen können, lag hier kaum vor, sieht man von Marx' Kritik des Gothaer Programms sowie einigen Nebenbei-Bemerkungen über geplante Wirtschaft ab. Hier mußte Neuland beschritten werden. Die sowjetischen Ökonomen taten dies und konnten sich dabei letztlich auf die Marxsche Arbeitswertlehre in der von ihm hinterlassenen unfertigen Form nicht in der Weise stützen, daß daraus ausreichende praktische Konsequenzen hätten gezogen werden können – ein Grund unter mehreren anderen für das Scheitern dieses Sozialismustyps. Unter Stalin wurden Marx und Engels immer wieder genannt und zitiert, aber dies hatte ausschließlich ideologepolitischen Charakter zur Legitimierung eines nicht abgebauten, sondern neu errichteten starken Staates.

In der Selbstrechtfertigung der sozialistischen Länder wurde viel von der Diktatur des Proletariats geredet. Der Begriff stammte ursprünglich nicht von Marx und Engels. Sie hatten ihn nur gelegentlich benutzt: als Metapher für das Ende bürgerlicher Herrschaft. Das war bei ihnen ein kritischer Begriff gewesen: die Negation des bürgerlichen Staates. Jetzt wurde er affirmativ: eine Legitimierung der Herrschaft des Apparats. Marx und Engels hätte das gewiß nicht gepaßt. Der 1927 begonnene erste Versuch einer Marx-Engels-Gesamtausgabe ist unter Stalin abgebrochen worden, der Herausgeber Dawid Rjasanow und andere Mitarbeiter an diesem Unternehmen wurden ermordet.

Unter dem Eindruck der Perversion des Sozialismus im Stalinismus und der faschistischen Katastrophe der Zivilisation unternahm das aus Frankfurt am Main in die USA vertriebene Institut für Sozialforschung u. a. mit Theodor W. Adorno und Max Horkheimer eine Art Entmaterialisierung der dialektischen Theorie: als eine Kritik des Bestehenden ohne die Aussicht auf eine aktuelle praktische Umwälzung. Das war in gewisser Weise eine Rückkehr zum Linkshegelianismus ohne zentrale Stellung des Proletariats und ohne linearen Fortschrittsoptimismus, man kann auch sagen: unter Verzicht auf eher bedenkliche Teile des Erbes von Marx und Engels. Der Begriff, der sich hierfür durchsetzte, hieß Kritische Theorie. Sein Preis war allerdings auch das Fallenlassen der elften These über Feuerbach: Philosophen interpretierten die Welt und waren erschrocken über die Ergebnisse kontraproduktiven Handelns, die zu Inhalten ihrer Erfahrung wurden.

Mit der Ausdehnung des sowjetischen Einflußbereiches bis nach Mitteleuropa, der chinesischen Revolution, der einsetzenden Entkolonisierung und einer Teilplanung auch im Kapitalismus, zunächst in den Kriegswirtschaften 1914–1918 und 1939–1945, hatten Umwälzungen aber tatsächlich stattgefunden. Nun begann eine neue Periode.

Kalter Krieg und Wohlfahrtsstaat

In dieser Zeit erreichte das Werk von Marx und Engels weltweit seinen höchsten Bekanntheitsgrad, dies allerdings in sehr verschiedenen Formen: In den Ländern des sowjetischen Einflußbereiches, aber auch in China, war der Marxismus-Leninismus Legimitationsideologie der bestehenden Staatsmacht. Soweit er ein Instrument der Kritik war, geschah dies auf zweierlei Art und Weise: erstens in der offiziellen staatlichen Propaganda als Waffe in der Auseinandersetzung mit dem kapitalistisch gebliebenen Teil der Welt. Zweitens haben sozialistische Dissidentinnen und Dissidenten Marx auch gegen

die Praxis der Länder, in denen sie lebten, zu wenden versucht. Ein Aspekt der staatlichen Praxis im Osten war aber immerhin auch, daß seit den 70er Jahren zum zweiten Mal eine historisch-kritische Marx-Engels-Gesamtausgabe zu erscheinen begann, organisiert von den Instituten für Marxismus-Leninismus bei den Zentralkomitees der Kommunistischen Partei der Sowjetunion und der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands. Aus der DDR kamen außerdem die blauen Bänden der Marx-Engels-Studienausgabe (MEW). In den Entkolonisierungsbewegungen war neben dem Nationalismus

Bernstein – eine Widerlegung des ökonomischen Marx und seiner Revolutionstheorie durch Erfahrung.

Von Marx blieb die Wertform-Analyse, deren Rekonstruktion sich, von Adorno ermutigt, Hans Georg Backhaus widmete. Die strukturalistische „Kapital“-Lektüre von Louis Althusser entsprach der – scheinbaren oder tatsächlichen – Bewegungslosigkeit der gesellschaftlichen Situation. Gleiches gilt für das Anwachsen des Einflusses der Kritischen Theorie des nach Frankfurt am Main zurückgekehrten Instituts für Sozialforschung.



Zeichnung: Kurt Zimmermann (1965)

oft auch ein antiimperialistischer Bezug auf den Marxismus wirksam – als eine Legitimationsideologie ihres Kampfes. Gleiches gilt für die chinesische, die kubanische und die vietnamesische Revolution. Das Bildungswesen mancher hochentwickelter kapitalistischer Länder förderte die Kenntnis des historischen Materialismus im Zuge einer Art von Feinderkundung. In den USA und in der Bundesrepublik wurde er erforscht, Schul- und akademischer Unterricht sollten vor ihm warnen und machten ihn dadurch oft erst bekannt. Besondere Aufmerksamkeit richtete sich auf die Marxschen Frühschriften. Sie schienen geeignet, gegen den Staatssozialismus gewendet werden zu können. Die Hoffnung junger Intellektueller im Westen, daß sie ein Potential enthielten, mit dem die kapitalistischen Verhältnisse durch den jungen Marx zum Tanzen gebracht werden könnten, schreckte die offizielle bürgerliche Kulturpolitik nicht: Die Evidenz eines stabilen Wohlfahrtskapitalismus erschien ihr – wie einst Eduard

Eine Weiterentwicklung der Kritik der Politischen Ökonomie stellte die von der DDR und der Französischen Kommunistischen Partei (hier vor allem von Paul Boccara, 1932–2017) ausgehende Theorie des Staatsmonopolistischen Kapitalismus dar. Sie erklärte die Ursachen der relativen Stabilität der bürgerlichen Gesellschaft in den am weitesten entwickelten kapitalistischen Ländern, reagierte also auf die gleichen Umstände wie die Neue Marx-Lektüre Althussters und die Frankfurter Kritische Theorie. Dagegen ging der trotzkistische Theoretiker Ernest Mandel in seiner Analyse des krisenträchtigen Kapitalismus von dessen fortbestehender revolutionärer Erschütterbarkeit aus.

In der Intellektuellenrebellion von 1968 schien sich dies zu bestätigen. Sie bezog sich teilweise auf Marx, aber auch auf Bakunin. Die Streikämpfe vom Ende der 60er und in der ersten Hälfte der 70er Jahre schienen dem klassischen Arbeiterbewegungsmarxismus zu

entsprechen. „Kapital“-Lesekreise vor allem von Studierenden suchten Erklärungen für das unmittelbar Wahrgenommene. Die Einführungen von Wolfgang Fritz Haug in Marx' Werk waren einflußreich. Mit dem Erlöschen der Arbeiterkämpfe in den Metropolen ab 1975 sah sich der französische Sozialtheoretiker André Gorz veranlaßt, den „Abschied vom Proletariat“ auszurufen. Einen anderen Abschied oder Teilabschied formulierten marxistische Feministinnen – in Deutschland wohl zuerst Christel Neusüß –, deren Meinung nach das Geschlechterverhältnis außerhalb der Marxschen Kritik der Politischen Ökonomie blieb. Die Kritik des Patriarchats in Engels' Schrift „Der Ursprung der Familie, des Privateigentums und des Staats“ von 1884 hätte einer kritischen Fortschreibung aufgrund neuer Forschungsergebnisse und der Situation am Ende des 20. Jahrhunderts bedurft, was vorerst unterblieb.

Gleiches galt für folgendes Problem: „Die kapitalistische Produktion entwickelt daher nur die Technik und Kombination des gesellschaftlichen Produktionsprozesses, indem sie zugleich die Springquellen alles Reichtums untergräbt: die Erde und den Arbeiter.“ (MEW, Bd. 23, S. 529 f.) Das hier schon von Marx angesprochene Mensch-Natur-Verhältnis war jetzt zu einem allgemein als drängend wahrgenommenen Problem geworden, wurde aber erst ansatzweise historisch-materialistisch bearbeitet.

Wir beobachten hier Phänomene der Abwendung und Ermüdung, die nichts mit den Texten von Marx und Engels oder ihrer Denkweise zu tun haben, sondern mit einem mittlerweile eingetretenen gesellschaftlichen Kräfteverhältnis, das deren Rezeption und Weiterentwicklung als aus der Zeit gefallen erscheinen ließ. Auch die Rehabilitation der seit dem Erscheinen des „Kapitals“ hoch umstrittenen Marxschen Arbeits- und Mehrwerttheorie durch das 1983 erschienene Buch „Laws of Chaos“ von Emmanuel Farjoun und Moshé Machover war in dieser Situation für die Katz.

Wenn in den 80er Jahren des 20. Jahrhunderts von einer Krise des Marxismus die Rede war, konnte dies zweierlei bedeuten: Krankheit zum Tod oder Neubeginn. Der Untergang des Staatssozialismus ab 1989 veränderte die Szenerie, bevor über diese Alternative in den Metropolen des Kapitalismus entschieden war. Damit sind wir dicht an die Gegenwart herangekommen.

Nach 1989

Jetzt erschien Marx in einigen ehemals sozialistischen Ländern als ein verbotswürdiger Irrlehrer, in den manchmal milder gestimmten altkapitalistischen Metropolen eher als ein abgetaner Theoretiker des 19. Jahrhunderts, dessen Werk allenfalls als ein interessantes und ungefährliches Produkt behandelt werden konnte. Hierher gehören die Entscheidung der UNESCO von 2013, das „Manifest der Kommunistischen Partei“ und den ersten Band des „Kapitals“ zum Weltkulturerbe zu erklären – wie die Himmelsscheibe von Nebra – und der Film „Der junge Karl Marx“ von 2017.

Einer solchen Verharmlosung ist es immerhin auch zu verdanken, daß die historisch-kritische Marx-Engels-Gesamtausgabe gerettet werden konnte: Sie erscheint mit staatlicher finanzieller Förderung der Bundesrepublik weiter. Bedingung war eine Akademisierung ihres Gegenstandes, der vielleicht wie eine Flaschenpost wirken kann, die sich in Zukunft wieder entkorken läßt.

Es könnte scheinen, als habe diese Zukunft bereits begonnen. Mit dem Ende des Staatssozialismus sind Marx und Engels ausschließlich wieder an ihrer alten Wirkungsstätte positioniert: im höchstentwickelten Kapitalismus. Dessen Zustand spiegelt sich darin, daß ganz bestimmte Aussagen ihres Werks hochaktuell erscheinen.



Bronze-Büste: Lew Kerbel (1971)

Die sogenannte Globalisierung wird bereits im „Manifest der Kommunistischen Partei“ beschrieben, die Krisentheorie bereits in den „Umrissen zu einer Kritik der Nationalökonomie“ von Engels, vollends aber im „Kapital“, und ist durch die vielfältigen Wirtschaftskrisen nach 1989 bestätigt, der finanzmarktgetriebene Kapitalismus lenkt die Aufmerksamkeit auf die Analyse des zinstragenden Kapitals im dritten Band. Und selbst der Sturz des Staatssozialismus kann als Bestätigung einer Marxschen These gelesen werden, nämlich der Aussage im Vorwort von „Zur Kritik der Politischen Ökonomie“ von 1859, daß Produktivkräfte Produktionsverhältnisse sprengen können, die zu eng für sie geworden sind. Allerdings handelte es sich um bisherige staatssozialistische, nicht kapitalistische Verhältnisse – wieder einmal Erfahrungstatsachen, die nicht gegen, sondern für Marx sprachen.

Nach dem von Farjoun und Machover 1983 erzielten Durchbruch erschienen mehrere logisch stringente und empirisch belegte Bestätigungen und Weiterentwicklungen der Arbeits- und Mehrwertlehre von Karl Marx. Sie verwarfen das Konstrukt der Durchschnittsprofitrate im dritten Band des „Kapitals“, hielten dagegen die Argumentation des ersten Bandes für ausreichend. W. Paul Cockshott und Allin Cottrell haben unter dem Titel „Alternativen aus dem Rechner“ auf dieser Grundlage einen Vorschlag „für sozialistische Planung und direkte Demokratie“ unterbreitet. Anders als Marx verfügten sie zwar über 1. eine Mathematik, die es erlaubte, den Arbeits- und Mehrwert korrekt zu modellieren, 2. weitaus umfangreicheres statistisches Material, 3. Instrumente einer digitalisierten Planung. Solange aber das Ensemble gesellschaftlicher Verhältnisse fehlt, das die Realisierung eines solchen Projekts unabdingbar macht, bleibt es eine Kopfgeburt wie einst die Entwürfe Wilhelm Weitlings – wie denn überhaupt die jetzt aktuell gewordene Rehabilitation utopischer Vorstellungen als eine Art Umkehrung eines einst von Friedrich Engels bezeichneten Weges erscheint: Anstelle seiner „Entwicklung des Sozialismus von der Utopie zur Wissenschaft“ geht der Weg nun von einer als nicht ausreichend wahrgenommenen Realisierung von der Wissenschaft hin zur Utopie. Gleiches gilt für den Versuch Paul Masons, das „Maschinenkapitel“ aus Marx' „Grundrissen der Kritik

der Politischen Ökonomie“ (1857/1858) für seinen Entwurf einer digitalen postkapitalistischen Gesellschaft heranzuziehen.

Solange kein Subjekt der Umwälzung auftritt, läßt sich aus dem Buch „Das Kapital“ nicht lernen, wie der Kapitalismus aufgehoben wird, sondern wie er funktioniert. Dies erklärt wohl die gegenwärtige Hegemonie der reinen Wertformanalyse der „Neuen ‚Kapital‘-Lektüre“, die, wie gezeigt, zwar schon in den 60er Jahren (bei Althusser und Backhaus) begonnen hatte, nach 1989 aber innerhalb des marxistischen Segments der Rest-Linken erst so richtig vorherrschend wurde, in Deutschland vor allem durch Michael Heinrich: Das Kapitalverhältnis steht zentral, die Bewegungen von Menschen sind marginal. Dies erscheint gegenwärtig als realistisch.

Wenn für Marx und Engels neue Problemlagen Metamorphosen ihres jeweils erreichten Theoriestandes zur Folge hatten, so kann das auch für Gegenwart und Zukunft gelten. In einer radikalen Weise führten Margarete Tjaden-Steinhauer und Karl Hermann Tjaden eine solche Auseinandersetzung: mit ihrer Untersuchung der ausbeutenden Verfügungsgewalt nicht nur im Verhältnis von Kapital und Arbeit, sondern auch im Patriarchat und in den Beziehungen der menschlichen Spezies zu ihrer natürlichen Umwelt – bis hin zu einer Zivilisationskritik, in die der von Marx und Engels nie in Frage gestellte Produktivkrafttyp und die auf ihn bezogenen ideokratischen Denkformen einbezogen sind. Damit wird einerseits der von den beiden Begründern des historischen Materialismus gezogene Rahmen überschritten, andererseits rücken bisher weitgehend außerhalb historisch-materialistischer Analyse gebliebene Sachverhalte ins Zentrum.

Jetzt andersherum

Bislang wurde davon gesprochen, wie der Kapitalismus 200 Jahre lang den Marxismus hervorgebracht und immer neu gewandelt hat. Danach müßte darüber geredet werden, was der Marxismus 200

Jahre lang mit dem Kapitalismus gemacht hat, ob dieser unter dem Einfluß der Arbeiterbewegung sich gewandelt hat. Wer das bejaht, wird zu weiteren Fragen geführt, zum Beispiel: Waren diese etwaigen Wandlungen positiv oder negativ? Welchen Einfluß darauf hatten in beiden Fällen die einzelnen Richtungen der Arbeiterbewegung, von denen die marxistische nur eine von mehreren ist? Letztlich: Hat der Philosoph Marx die Welt wirklich verändert oder doch nur interpretiert? Versuch einer Antwort: Die Welt hat sich verändert – seit dem Beginn der industriellen Revolution um 1780, seit 1818. Daran haben mitgewirkt: die Produktivkräfte, die Produktionsverhältnisse, das Kapital, die Volksmassen einschließlich der Arbeiterklasse. Das Kapital hat sich im wesentlichen so verhalten, wie Marx es „interpretiert“ hat. Ein Teil der Volksmassen (wenngleich ein kleiner), die an der Veränderung der Welt mitwirkten und noch mitwirken, beruft sich auf Marx. Dieser Karl Marx hat an der Veränderung der Welt zu seinen Lebzeiten sowie postum teilgehabt und wird auch noch zukünftig daran teilhaben in dem Maß, in dem Volksmassen gemäß seiner Theorie handeln und Produktivkräfte, Produktionsverhältnisse, Kapital und politisches Personal darauf reagieren, weil sie darauf reagieren müssen. Mehr sollte man einem Philosophen gar nicht erst zutrauen, und es ist ganz schön viel.

Es bleiben aber ein paar Probleme: Ungleichheit national und international – zwischen Arm und Reich, Zentren, Semiperipherien und Peripherie, Männern und Frauen, unverändert Herrschaft des Kapitals über die Arbeit; die Verwüstung der natürlichen Lebensgrundlagen; Kriege und Kriegsgefahr.

Das gab es schon zwischen dem 5. Mai 1818 und dem 14. März 1883, in den 135 Jahren nach Marx' Tod. Irgendwann muß dies aber geändert werden, zumal einige dieser Probleme sich immer mehr verschärfen, vielleicht bis hin zu einem Point of no return. Ohne Beachtung der Einsichten von Marx wird das wohl kaum zu schaffen sein.

Prof. Dr. Georg Fülberth, Marburg

Der Marxismus ist unsterblich

Als Karl Marx am 14. März 1883 in London starb, da sagte sein enger Freund und Mitarbeiter Friedrich Engels an seinem Grabe: Karl Marx ist gestorben, geliebt, betrauert von Millionen revolutionären Mitarbeitern. Sein Name wird durch Jahrhunderte fortleben und auch sein Werk.

Friedrich Engels hatte recht. Das Werk von Karl Marx und Friedrich Engels, der Marxismus, wurde zur Fahne und zum Kompaß der Arbeiterklasse aller Länder im Kampf um die Befreiung vom Kapitalismus. Um das von Karl Marx geschaffene Werk sammelten sich alle Kräfte der Menschheit, die vorwärtsstrebten, und vor allem die revolutionären Arbeiter, die klassenbewußten Arbeiter, deren historische Aufgabe es ist, die Welt vom Kapitalismus, von Kriegen und Krisen, vom Elend, von der menschlichen Degradierung zu befreien und die neue, sozialistische Gesellschaftsordnung zu errichten.

Seit dem Erscheinen des Kommunistischen Manifests bis heute haben die Kapitalisten und ihre Schreiberlinge, haben Opportunisten und Reformisten, zum Beispiel Willy Brandt, versucht, Karl Marx zu widerlegen, ihn als überholt, als unvereinbar mit den neuen Erkenntnissen zu verleumden. Vergeblich.

Der Marxismus ist unsterblich, weil er wahr ist, weil er die Lehre von der Befreiung der Arbeiterklasse, der fortschrittlichsten Klasse, ist. Der Marxismus ist unsterblich, weil er der Arbeiterklasse die Wissenschaft als Waffe in die Hand gab zum Kampf gegen den kapitalistischen Todfeind. Der Marxismus ist unsterblich, weil er mit den Waffen der Wissenschaft die Gesetze des Kapitalismus entdeckte und weil er vor allem mit der Theorie des Klassenkampfes und der Lehre von der welthistorischen Rolle der Arbeiterklasse, des Schöpfers der neuen, der kommunistischen Gesellschaft, auch die wissenschaftliche Begründung für den unvermeidlichen Untergang des Kapitalismus gab. Unzählige Marxtöter kamen und gingen, es waren die Marxtöter in Wort und die Marxtöter in der Tat – mit Hilfe der Polizei, der Gendarmerie, des Faschismus und furchtbarer Kriege. Aber vergeblich war die schmutzige Arbeit der heute toten Marxtöter, und ebenso vergeblich ist die nicht weniger schmutzige Arbeit der heutigen Marxtöter.

Heute hat sich ein Drittel der Menschheit nach den Lehren des Marxismus ein neues Leben erkämpft, unerhörte Schwierigkeiten überwunden und entwickelt sich weiter aufwärts. Für mehr als

800 Millionen Menschen ist der Sozialismus bereits Wirklichkeit geworden, und in allen anderen Teilen der Welt kämpfen Hunderte Millionen Menschen für das gleiche Ziel. Niemals haben sich der Marxismus, die ungeheure Vielfalt der marxistischen Gedanken und der marxistischen Forschung so lebendig, so siegreich und so zukunftsfröhlich erwiesen wie in der heutigen Zeit.

Der Marxismus, der wissenschaftliche Sozialismus, dessen ewiges Symbol die rote Fahne ist, ist zum Sammelpunkt aller Freiheitskämpfer der Menschheit geworden. Der Antimarxismus ist aber zum Sammelpunkt all dessen geworden, was faul, was reaktionär, was nach rückwärts gewandt ist. Alles, was die Ausbeutung, die Unterjochung, die abscheuliche Kriecherei vor den Kapitalisten aufrechterhalten will, sammelt sich unter dem Antimarxismus. Das letzte Argument der Marxtöter ist die Atom- und Wasserstoffbombe.

Was macht die Ideen von Marx, den Marxismus, der durch Lenin weiterentwickelt wurde, zu einer solch unbesiegbaren geschichtlichen Kraft? Ihre Kraft besteht darin, daß Karl Marx durch die marxistische Dialektik die grundlegenden Gesetze der Entwicklung der menschlichen Gesellschaft und der Natur aufgedeckt hat. Die Kraft dieser Ideen liegt darin, daß sie der Arbeiterklasse zum erstenmal zeigte, welche ungeheure Rolle ihr von der geschichtlichen Entwicklung auferlegt ist. Die Arbeiterklasse, das lehrten der geniale Deutsche Karl Marx und sein Fortsetzer, der geniale Russe Lenin, muß die Entwicklung erkennen, muß in die Entwicklung eingreifen, um ihr Leben zu verbessern und um sich und die ganze Menschheit durch die Erkämpfung des Sozialismus von der Barbarei des Kapitalismus zu befreien. Indem die Arbeiterklasse sich ihre marxistische Partei schafft und dadurch imstande ist, die ganze Klasse, alle Werktätigen in den Kampf um die Befreiung vom Kapitalismus zu führen, kann diese ungeheure geschichtliche Kraft der Arbeiter wirksam werden. Die Geschichte hat diese bereits im „Kommunistischen Manifest“ begründete Rolle der Arbeiter voll und ganz bestätigt. Überall, wo die Arbeiterklasse unter Führung wirklich marxistischer Parteien den Kampf gegen die kapitalistischen Ausbeuter führte, hat sie gesiegt. Auch in Deutschland hat die Arbeiterklasse dort die deutschen Großkapitalisten und Militaristen geschlagen und ausgerottet, wo die führende Partei der Arbeiterklasse eine Partei ist, die im Geiste von Karl Marx, Friedrich Engels und Lenin den heiligen Kampf um den Sozialismus führt. In der Deutschen Demokratischen Republik, auf jenem Gebiet Deutschlands, wo diese große geschichtliche Aufgabe der deutschen Arbeiterklasse erfüllt wurde, ist das die Sozialistische Einheitspartei Deutschlands.

Dort aber, wo – wie in Westdeutschland und in Westberlin – von der Sozialdemokratie der Marxismus preisgegeben wurde, die Lehren des Marxismus in den Wind geschlagen wurden, der Marxismus durch bereits hundertmal als bankrott erwiesene Theorien der Opportunisten und Marxtöter ersetzt wurde, dort sind die westdeutschen Großkapitalisten und Militaristen wieder im Sattel, haben sie sich ihren reaktionären Staat gebildet, beuten sie die Arbeiter und Werktätigen in schamloser Weise aus und bedrohen das ganze deutsche Volk und Europa mit Atombomben. Eine Arbeiterpartei, die die Ideen von Marx und Engels preisgegeben hat, ist geschichtlich letzten Endes wie eine taube Nuß. Angeblich – so wird von seiten der Marxtöter behauptet – hätte sich der Kapitalismus geändert. Aber ist es nicht eine Tatsache, daß die kapitalistische Wirtschaft ebenso wie zur Zeit von Karl Marx zum Zwecke des Profits der Kapitalisten betrieben wird?

Ist es nicht eine Tatsache, daß in der ganzen kapitalistischen Gesellschaft zwischen Arbeitern und Kapitalisten der Klassenkampf

um höhere Löhne, um die Verkürzung der Arbeitszeit gegen die Profitinteressen der Unternehmer geführt wird?

Ist es nicht genauso wie zur Zeit von Karl Marx, daß der Kapitalismus von den zyklischen Überproduktionskrisen erfaßt wird, wie wir es eben in den Vereinigten Staaten sehen und wie es sich in Westdeutschland zu zeigen beginnt?

Ist der Kapitalismus in Gestalt des Faschismus nicht noch raubgieriger, noch barbarischer, noch brutaler, als es der Kapitalismus zur Zeit von Karl Marx gewesen ist?

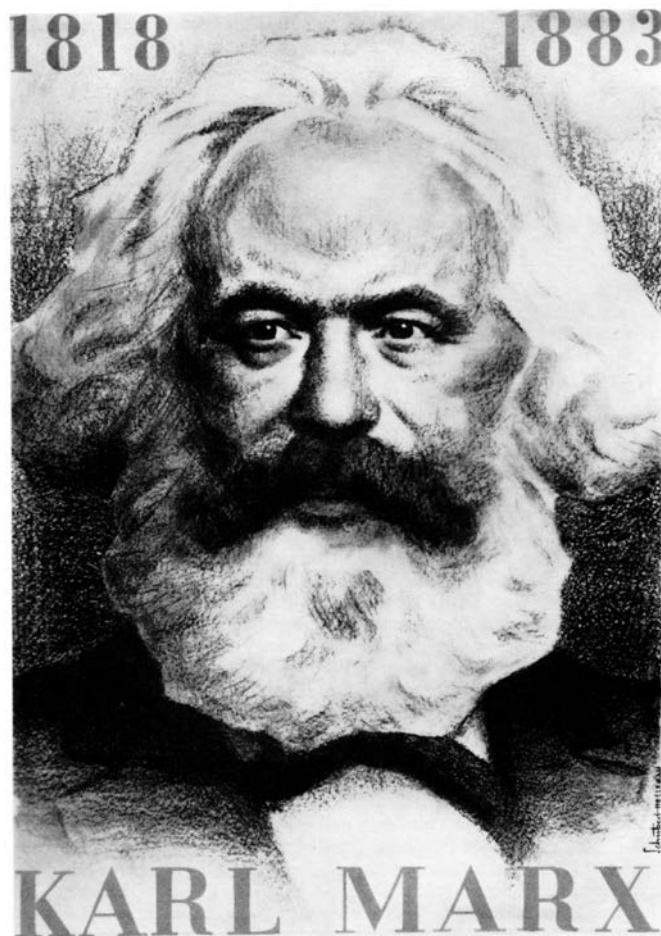
Ist dieser Kapitalismus etwa heute zivilisierter geworden, der im zweiten Weltkrieg unerhörte Vernichtungen und unerhörte Zerstörungen anrichtete?

Ist der Kapitalismus etwa seit der Zeit von Karl Marx menschenfreundlicher geworden, derselbe Kapitalismus, der die Atombombe entwickelte und sie auf zwei wehrlose japanische Städte abwarf und der heute die ganze Welt mit einem atomaren Krieg bedroht?

Vieles hat sich geändert, seitdem Karl Marx lebte, aber die Grundlehren und die Grunderkenntnisse von Karl Marx, weiterentwickelt von Lenin für die Zeit des Imperialismus, haben sich als ewige Wahrheit erwiesen, und diese Wahrheit lautet: Der Kapitalismus beutet immer brutaler, immer rücksichtsloser die Arbeiter aus und bedroht die ganze Welt mit einer ungeheuren Katastrophe.

Gerhart Eisler

(Berliner Rundfunk, 5. Mai 1958)



Plakat: Wilhelm Schubert (1953)

Das Darum-Buch

Meine erste Bekanntschaft mit Marx machte ich etwa in demselben Alter wie die Jugendlichen heutzutage – noch während der Schulzeit, allerdings nicht in der Schule.

Es war im Herbst 1941.

Daß ich damals begann, Marx zu lesen, verdanke ich zunächst meinem Vater, obwohl der kein Marxist war. Er war Sozialdemokrat. Er haßte am Imperialismus, was man sehen und anfassen kann: Eiserne Kreuze, Gutsbesitzer, Offiziere, Schwarz-Weiß-Rot, Gerichtsvollzieher und Polizisten, Hugenberg, Hindenburg und Hitler. Er haßte vor allem die Nazis. Was für christliche Kinder der Teufel, das war für mich der SA-Mann.

Täglich – das war noch 1932/33 – mußte ich auf meinem Weg zur Volksschule in Berlin-Wilmersdorf an einem sogenannten Sturmlokal der SA vorbei. Die Visagen dort, das Getrappel der benagelten „Bärenstiefel“, das Gegröle erschreckten mich. Kein christliches Kind hat je seinen Teufel gesehen, ich dagegen konnte täglich in die Hölle blicken, mit einer ganzen Horde Teufel darin.

Mein Vater war Pazifist. Soldaten und anderes Kriegsspielzeug gab es für mich nicht. Aber auch ich wollte meine Schlachten schlagen wie die anderen Jungen. So formierte ich drei Armeen aus Holzklötzchen, eine größere, die SA, und zwei kleinere, Reichsbanner und Rotfrontkämpferbund. Da ich nicht gleichzeitig alle drei gegeneinander kämpfen lassen konnte, zogen Reichsbanner und RFB bei mir stets gemeinsam gegen die SA und siegten immer.

Die Rot-Front-Formation war eine Konzession an Onkel Hans, den Freund meines Vaters. Auch er war im ersten Weltkrieg vier Jahre Infanterist gewesen, hatte allerdings andere Schlüsse gezogen als mein Vater. Seit 1919 war Onkel Hans Mitglied der KPD. Er kam oft sonntags zu uns zum Essen. Jahrelang hörte ich zu, wenn die beiden Männer diskutierten. Sie stritten sich vor allem darüber, was nach den Nazis kommen würde. Meinem Vater schwebte eine Art zweite Auflage der Weimarer Republik vor, Onkel Hans war anderer Meinung. Allmählich fiel mir auf: Wenn mein Vater ärgerlich wurde, hatte Onkel Hans wieder mal recht behalten.

Warum hatte er so oft recht?

Damals, 1938 oder 1939, begann ich, viel zu lesen, vor allem spannende Abenteuerbücher. Ich fuhr mit Mark Twain den Mississippi hinunter und mit Jack London durch die Südsee. Ich las Cooper und Karl May. Letzteren schätzte mein Vater nicht, aber er tolerierte ihn, denn so las ich wenigstens keine Tarzan-Hefte, wie es Mode war. Da ich Karl May mit Atlas und Lexikon las und auch ins Völkerkunde-Museum ging, um mir die Indianerpuppen anzuschauen, trug auch Old Shatterhand etwas zu meiner Allgemeinbildung bei. Ich entdeckte andere Abenteuerschriftsteller, zum Beispiel Zola. Wilde Sachen hatte der geschrieben, von Huren und Börsenspekulanten, von Säufnern und von Bauern, die wegen eines Stückes Land einander umbrachten. Bei Maupassant interessierte mich, was ich noch nicht verstand, außerdem vermittelte er mir ein anderes Bild vom Deutsch-Französischen Krieg als Detlef von Liliencron, den wir in der Schule lasen. Sehr spannend fand ich Balzacs „Die Königstreuen“. Doch ich ging diesem Balzac nicht auf den Leim! Nein, er konnte meine Sympathien nicht für den adligen Anführer der konterrevolutionären Banditen gewinnen. Sie galt den Soldaten der Französischen Revolution!

Schiller mochte ich nicht sehr, da blieb zu vieles unentschieden. Erst ließ er ihn kämpfen, diesen Moor, dann stellte der sich der Ob-

rigkeit! Shakespeare war besser. Macbeth, der Schurke, bekommt, was er verdient, der Macduff besorgte es ihm richtig!

Der Bücherschrank meines Vaters bewahrte mich vor Ernst Jünger, Beumelburg, Dwinger und Zöberlein, diesen Kriegsverherrlichern, die die Hirne meiner Altersgefährten vergifteten und die mit der Schreibmaschine mordeten. Ich hätte es einfach unanständig gefunden, deren Bücher auch nur in die Hand zu nehmen.

Am meisten beeindruckten mich drei Romane, die, wie ich mit Erstaunen bemerkte, alle um 1907 entstanden waren: Jack Londons „Eiserne Ferse“, Martin Andersen Nexös „Pelle, der Eroberer“ und Gorkis „Die Mutter“.

Jack Londons Roman-Vision des Faschismus faszinierte mich. Hier fand ich zum ersten Mal Marx direkt erwähnt. Aber daß die „Eiserne Ferse“ siebenhundert Jahre herrschen sollte – das paßte mir nicht. In „Pelle“ spürte ich, was ich vor 1933 noch nicht und danach nicht mehr erlebt hatte: die Kraft der organisierten legalen Arbeiterbewegung. Jedoch blieben Fragen: Wohin führt sie? Eine Schuster-Genossenschaft kann doch nicht alles sein?

An Gorkis „Mutter“ erschütterte mich die unbeugsame Siegeszuversicht Pawels und seiner Genossen. Ihnen ging es nicht um Kleinigkeiten, sondern um die radikale Zertrümmerung eines dummen, brutalen Systems. Woher nahmen sie ihren Mut? Ich suchte damals Antworten auf Fragen, die mich beschäftigten. Also interessierte mich nicht so sehr die literarische Gestaltung der „Mutter“, mich interessierte vielmehr, was Pawel der Mutter antwortet, als sie ihn fragt, was er da andauernd für Bücher lese: „Ich lese verbotene Bücher. Sie sind verboten, weil sie die Wahrheit über unser Leben, das Leben der Arbeiter, sagen ... Sie werden heimlich gedruckt, und wenn man sie bei mir findet, komme ich ins Gefängnis ... Ins Gefängnis, weil ich die Wahrheit wissen will ... Hast du verstanden?“

Ich hatte verstanden, aber: Was waren das für Bücher? Was stand darin? Waren sie von Marx? Dessen Name kam in der „Mutter“ nicht vor. War Pawel Kommunist? Er nannte sich doch Sozialdemokrat! Dann kam der Sommer 1941.

Es waren wohl Ferien, oder es war ein Sonntag. Mein Vater weckte mich in aller Frühe. Ich war ärgerlich. Ich liebte es, lange zu schlafen. Da sagte er: „Krieg mit Sowjetrußland!“

Ich hätte nicht erklären können, warum, aber ich hatte das Gefühl, das wird anders als der „Polenfeldzug“, als dieser kurze Krieg mit Frankreich.

In den ersten Wochen siegten, wie gewohnt, die Nazis. Mein Vater, der die Kommunisten wegen ihrer Bejahung des bewaffneten Kampfes und die Sowjetunion wegen ihrer Streitkräfte ablehnte, denn das war für ihn „Militarismus in Rot“, verspottete anfangs Onkel Hans: „Was ist denn nun mit deiner unbesiegbaren Roten Armee?“ Mir mißfiel das. Ich spürte da eine Unlogik, eine Inkonsequenz, denn die Unruhe meines Vaters, die Nazis könnten wieder siegen, war nicht zu übersehen.

Das Spotten ließ er bald. Während Onkel Hans zwar besorgt war, jedoch zuversichtlich blieb, verfolgte mein Vater von Tag zu Tag nervöser die Meldungen des Moskauer Rundfunks. „Du wünschst also“, fragte ich ihn, „daß die Rote Armee, die du ablehnst, Hitler schlägt?“ Mein Vater knurrte. Er konnte oder mochte keine Antwort geben.

Da suchte ich Antwort bei Onkel Hans.

Der gab mir im November 1941 das Kommunistische Manifest. Nun hatte ich es endlich, mein Darum-Buch. Ich lernte, warum die Welt so ist, warum es Kriege gibt. Warum man Kommunist sein muß. Warum die Nazis, die mein Vater so haßte, ihrerseits vor allem Marx und die Kommunisten haßten.

Ich überlegte, wie ich mein kostbares Darum-Buch gut verwahren konnte. Es war eine alte Broschüre. Viele lose Blätter.

Ich fädelt es in ein Schulheft. Dessen Umschlag bestand aus schwarzer Pappe mit dem Etikett „Goethe-Schule, Oberschule für Jungen“. Darunter schrieb ich, wie es sich gehörte: „Walter Florath, Klasse 6a, Deutsch-Aufsätze“.

Einmal packte ich das Heft versehentlich mit in die Schulmappe, und die ließ ich in der S-Bahn liegen. Fehler soll man schnell korrigieren, dann kann man Schaden vermeiden. Also fuhr ich noch am selben Tag schnell zur Endstation Wannsee. Der Bahnhofsvorsteher hatte meine Mappe schon und wollte wissen, bevor er sie herausrückte, woran er erkennen könne, daß es wirklich meine sei.

Daran, daß alle Hefte meinen Namen tragen!

Er zog eines heraus: Florath, Deutsch-Aufsätze. „Na, ist ja wirklich von dir!“ Ich erklärte ihm nicht, daß das zwar mein Heft, der Aufsatz darin jedoch nicht von mir sei.

Ich machte mir Vorwürfe. Wie hieß es doch im Artikel 1 des Statuts des Bundes der Kommunisten? „Der Zweck des Bundes ist der Sturz der Bourgeoisie, die Herrschaft des Proletariats ...“

Verständlich, daß darum „Verschwiegenheit über das Bestehen aller Angelegenheiten des Bundes“ im Artikel 2, Punkt F, gefordert wurde. Und wenn ich auch noch nicht Mitglied einer „Gemeinde“ des Bundes war, auf keinen Fall hatte ich das Manifest herumliegen lassen dürfen.

Ein paar Jahre später war das anders. Ich war 1951 Parteisekretär im VEB Steinkohlenwerk „Karl Liebknecht“ im Erzgebirge. Dort gab es auch eine „Rote Ecke“, dekoriert mit den zwei Bänden der Ausgewählten Werke von Marx und Engels. Eines Tages waren sie weg. Der Dieb wurde erwischt, ein Bergmann meines Alters. Die älteren Genossen wollten hart mit ihm ins Gericht. Ich sagte: „Laßt ihn doch erst mal erklären, warum er die Bände geklaut hat.“ Der Bergmann sagte: „Ich wollt' se mal läs'n!“ Darauf entschieden wir: „Dann behalt sie. Aber die nächsten kaufst du bei uns!“

Außer dem Manifest hatte mir Onkel Hans, der Genosse Hans Pankowski, der jetzt 88 Jahre alt ist, seinerzeit auch einige Jahrgänge der „Weltbühne“ gegeben. Das alles fand ich im Juni 1945, als ich nach Hause kam, nicht mehr vor. Ich bekam aber schon wenige Wochen später ein neues Exemplar des Manifests. Ich erhielt es bei meiner Aufnahme in die KPD. Dieses Exemplar habe ich noch heute. Hinter dem Einband ist eine, leider nur faksimilierte, Widmung Wilhelm Piecks eingeklebt. In seiner klaren, gut lesbaren Schrift aus einem Gemisch von lateinischen und Sütterlin-Buchstaben steht dort: „Genosse, ich drücke Dir herzlich die Hand zu Deiner Aufnahme in unsere kampfgestählte Partei des schaffenden deutschen Volkes. Sie sei Dir heilige Verpflichtung für Dein ganzes Leben! Sei allzeit Kämpfer für unsere Partei und ihre hohen Aufgaben mit dem Ziele der Verwirklichung des Sozialismus! Studiere unermüdlich die wissenschaftlichen Werke unserer großen Lehrmeister ...“

So begegnete ich Marx zum zweiten Mal. Zuerst war es während der Schulzeit gewesen, jetzt also zu Beginn der Lehrzeit, der Lehrzeit eines jungen Kommunisten.

Walter Florath

(Autor zahlreicher Beiträge im „RotFuchs“ von 1998 bis 2003)
Aus „Weltbühne“, Nr. 50/51, 1982



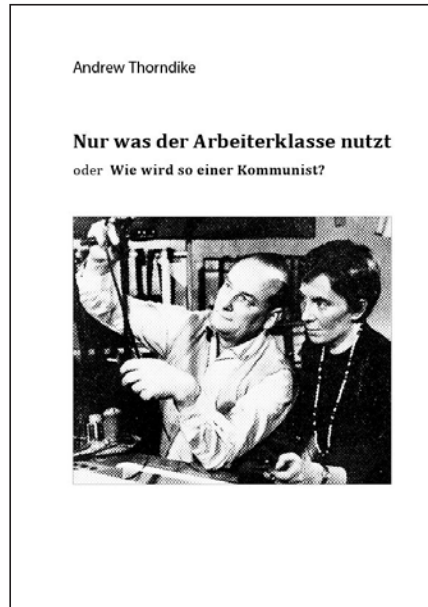
Allen „Marx-Töttern“ ins Stammbuch

Karikatur: Gertrud Zucker

Einige der RF-Beilagen seit April 2016



RotFuchs 219 / April 2016



RotFuchs 220 / Mai 2016



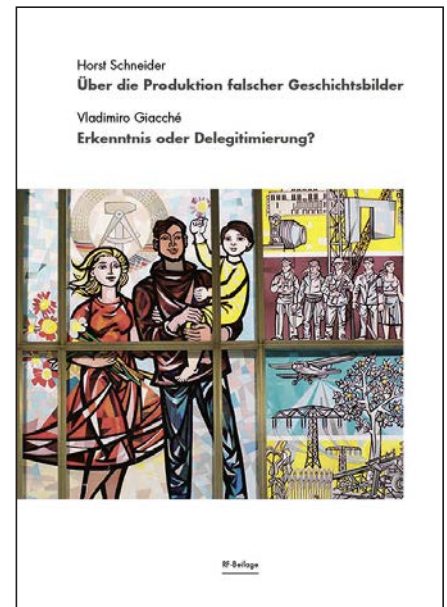
RotFuchs 225 / Oktober 2016



RotFuchs 228 / Januar 2017



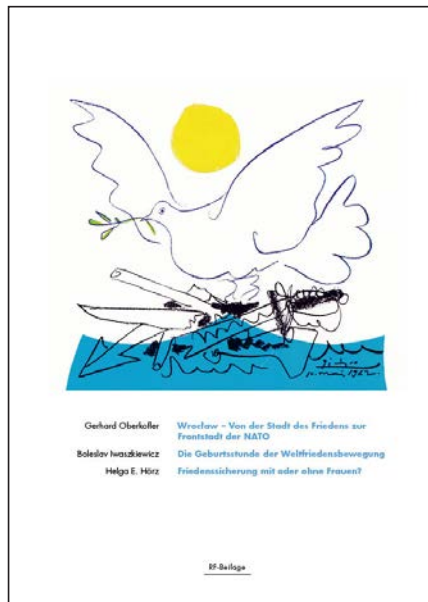
RotFuchs 231 / April 2017



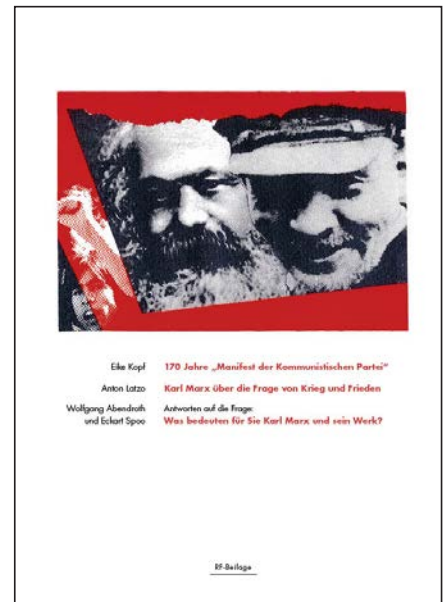
RotFuchs 234 / Juli 2017



RotFuchs 237 / Oktober 2017



RotFuchs 242 / März 2018



RotFuchs 244 / Mai 2018

Beilage zum „RotFuchs“ Nr. 245 (Juni 2018)
Layout: Wolfgang Metzger / Rüdiger Serinek

Titelgrafik: Heinrich Zille

www.rotfuchs.net